

Die »Neue Zürcher Zeitung« ist in der Schweiz eine singuläre und legendäre Institution. Sie gilt als die qualitativ beste Tageszeitung; ihre meist fundierten Artikel verzichten auf jegliche Effekthascherei. Die NZZ vertritt – noch immer – eine weltanschaulich-politische Haltung, jene des Liberalismus; im Gegensatz zu den meisten anderen Zeitungen sieht sie sich nicht als Unternehmen, das die Ware Neuigkeit möglichst profitabel verkauft, sondern als eine sich der sachlichen Information und Analyse widmende, ja zuweilen gar als staatsbürgerliche und moralische Anstalt. Vor allem aber ist das Blatt altehrwürdig: Es ist älter als die moderne Schweiz, die älteste Tageszeitung der Deutschschweiz und eine der ältesten überhaupt. Die erste Ausgabe der »Zürcher Zeitung«, wie sie bis 1821 hiess, erschien 1780, also neun Jahre vor der Französischen Revolution. Zugespielt: Die NZZ gäbe es vielleicht auch ohne die Schweiz, diese aber wahrscheinlich nicht ohne jene: Sie war Sprachrohr und Kampfblatt jener freisinnigen Kreise, welche 1848 die Entstehung des schweizerischen Bundesstaates prägten.

Doch schwer kann das Alter lasten. Als die NZZ vor zwei Jahren ihr 225-jähriges Bestehen feierte (und damit eine für sie atypische Ungeduld verriet, da ihr offenbar weitere 25 Jahre zu viel gewesen wären), wurden die Gratulanten nicht müde, die Tradition, beispiellose Kontinuität, Seriosität und vornehme Zurückhaltung des »Zürcher Weltblatts« und der »Alten Tante« zu loben. Ob der allenthalben zum Besten gegebenen feierlichen Rhetorik ging jedoch vergessen, dass die NZZ einst politisch progressive Ziele verfolgt hatte: Besonders vor der Mitte des 19. Jahrhunderts kämpfte sie für die Pressefreiheit und die Einführung einer liberal-demokratischen Kantonsverfassung. Auch in seinem Gründungsjahr 1780 schlug das Blatt kecke

Töne an: politisch obrigkeitskritische, aber auch spöttische und ironische. Die ganze Bandbreite der Subversion, welche die junge NZZ pflegte, wird dann ersichtlich, wenn man nicht nur den politischen Bereich im engeren Sinne in den Blick nimmt. Auch dem Humor eignet ein kritisches Potenzial.

In ihrem Geburtsjahr 1780 wurde die »Zürcher Zeitung« durch die traditionsreiche Zürcher Verlagsbuchhandlung »Orell, Gessner, Füssli & Comp.« ediert.¹ Der gelehrte Buchhändler und Künstler Salomon Gessner (1730–1788), einer der beliebtesten Dichter im damaligen Europa, war die treibende Kraft hinter dem Blatt, das anfänglich vor allem das öffentliche Leben Zürichs, der führenden Schweizer Zeitungsstadt und einem europäischen Zentrum der Aufklärung, bereichern sollte. Allerdings redigierte Gessner nur die beiden ersten Nummern; bereits in der dritten Ausgabe wechselte der galoppierende Postreiter im Zeitungskopf die Richtung – Anzeichen dafür, dass der Redaktor gewechselt hatte. Bis 1783 stellte der deutsche Jurist, Publizist und Abenteurer Johann Kaspar Risbeck (1750–1786), den Johann Wolfgang Goethe den Herausgebern empfohlen haben soll, die Zeitung zusammen.² Risbeck hatte 1775 wegen einer Tätlichkeit gegen einen Stiftsgeistlichen aus seinem Studienort Mainz fliehen müssen. Er gehörte zu den zahlreichen politisch verfolgten Aufklärern und Publizisten aus dem katholischen Süddeutschland, die in Zürich Zuflucht vor politischer Verfolgung fanden. Aus diesen Flüchtlingen rekrutierte die NZZ bis 1798 ihre vier Redaktoren.³

Manche Nachrichten der jungen NZZ übten Kritik an der Zürcher Obrigkeit und dem Absolutismus der Zeit, allerdings verhüllt. Im Zürich des *Ancien Régime* herrschte, wie in ganz Europa, Zensur: Fünf geistliche und zwei weltliche Herren wachten darüber, dass keine Schriften verbreitet würden, die »Sicherheit und Wohlstand der Republik« gefährdeten. So ist es denn auch nicht erstaunlich, dass der Prozess gegen den Zürcher Pfarrer Johann Heinrich Waser (1742–1780) und dessen

Hinrichtung, die europaweit für Aufsehen und Empörung sorgten, in der »Zürcher Zeitung« keine explizite Erwähnung fanden.⁴ Das Blatt reagierte jedoch sehr wohl auf den Fall, der das Stadtgespräch über Monate hinweg dominiert haben dürfte und über dessen genauen Umstände sich die Forschung bis heute nicht einig ist. Pfarrer Waser hatte nebenher als Privatgelehrter an statistischen Werken gearbeitet, etwa über Zürcher Landpreise, deren Veröffentlichung zensuriert wurde; was mit Regierungsgeschäften zu tun hatte, ging die Öffentlichkeit nichts an. Doch Waser widersetzte sich dem Verbot und wandte sich an den Göttinger Gelehrten und von vielen Fürsten gefürchteten Publizisten August Ludwig Schlözer, der die wohl einflussreichsten politischen Journale des späten 18. Jahrhunderts herausgab.⁵ Die Schlözerschen Zeitschriften wurden in Zürich seit längerem aufmerksam gelesen, weil sich darin hin und wieder Nachrichten über die Stadt fanden. Anfang 1780 erschienen in Schlözers Zeitschrift »Briefwechsel« einige statistische Artikel Wasers über den Zürcher »Kriegsfonds«, die fremden Dienste sowie über die Bevölkerungsentwicklung Zürichs. Im März traf die Zeitschrift in Zürich ein. Sofort wurde Waser festgenommen, verhört und – nach einem erfolglosen Fluchtversuch am 27. Mai 1780 – unter anderem wegen Archivdiebstahls und Landesverrats enthauptet. Der Pfarrer wurde in der Folge zu einem Märtyrer der Pressefreiheit, dessen Fall man noch im 19. Jahrhundert rege diskutierte.

Nur zehn Tage vor Wasers Hinrichtung findet sich in der »Zürcher Zeitung« folgende unscheinbare, wie alle anderen Nachrichten anonym erscheinende Meldung: »Herr Schlötzer zufolge war in dem Herzogthum Kärnten im Jahr 1777 die ganze Volkmenge 285 440 Seelen. In dem Herzogthum Krain waren im Jahr 1778 in allem 307 077 Seelen. In Gallizien und Lodomerien waren ums Jahr 1773 1 828 252 Christen und 196 753 Juden, zusammengerechnet, 2 025 005 Seelen. – Das heuthige Kurfürstenthum Baiern, samt dem Nordgau und der

Oberfalz, Sulzbach mit eingeschlossen, sollen nur etwa 1 400 000 Seelen enthalten, folglich dem Preussischen Schlesien gleich seyn.«⁶ Die NZZ druckte also während Wasers Gefangenschaft und kurz vor dessen Hinrichtung eine Meldung, die zum einen von demjenigen Herausgebers stammte (Schlözer), in dessen Zeitschrift Waser verbotenerweise publiziert hatte, und die zum anderen den gleichen Gegenstand zum Thema hatte, desentwegen die Obrigkeit den Pfarrer festgenommen hatte. Verschlüsselt ergriff das Blatt für den vom Tode bedrohten Häftling Partei.

Eine weit weniger verklausulierte Form von Obrigkeitskritik findet sich in einer Meldung, welche die NZZ am 12. August 1780 abdruckte: »Zu Wurmannsquick ist vor zwey Monaten ein junger Mörder durch das Rad hingerichtet worden. Greise, Jünglinge und Knaben sahen diesem fürchterlichen Acte zu. Anstatt einen Abscheu vor dem Verbrechen und der damit verbundenen Strafe zu überkommen, gefiel diese Handlung einigen Knaben so sehr, daß sie die ganze Execution nachäfften. Sie rotteten sich so viel an der Zahl zusammen, als nothwendig waren, alles vorzustellen. Sie zählten durch das Loos aus, wer armer Sünder, Scharfrichter und Galgenpater sein sollte. Das Armensünder-Loos traf einen 6jährigen Knaben, der es auch willig annahm, doch mit diesem Vorbehalt, dass man ihm nicht wehe tun sollte. Alles wurde richtig zubereitet, Holzscheiter mußten die Stöckeln machen; ein Pflugrädle war das Mordinstrument, und so gieng die tödtliche Nachahmung an. Den ersten Stoß bekam der unschuldige Delinquent auf den Magen, und weil er natürlich nicht sagen konnte, daß es ihm wehe thu, so stieß der Scharfrichter so stark zu, als es sein dermaliger Beruf mit sich brachte. Ein Glied vermöchte er zwar nicht entzwey zu schlagen, aber bey dem Stosse auf den Hals sprang das Blut zur Nase, Mund und Ohren heraus. Sobald die kindischen Bösewichte Blut sahen, erschracken sie, liefen davon, und der

gemarterte Knabe lebte noch einige Tage, und liegt nun zum untröstlichen Schmerzen seiner Eltern im Grabe.«⁷

Die Hinrichtung, so die Argumentation, ist ein »fürchterlicher Akt«, der die jungen Zuschauer – Frauen waren in der Regel keine zugelassen – nicht abschreckt, sondern das Gegenteil bewirkt: ein weiteres Verbrechen. Doch anders als der moderne bilderkritische Diskurs, dem zufolge der übermäßige Konsum medialer Gewaltdarstellungen Kinder aggressiv mache und sogar zur Nachahmung animiere, mahnt der Berichterstatte nicht den Schutz einer als unschuldig vorgestellten kindlichen Psyche vor schädlichen Gewaltdarstellungen an; bezeichnenderweise spricht er von »kindischen Bösewichten«. Vielmehr stellt er eine jahrhundertealte Strafpraxis in Frage: Marter und Todesstrafe. Beide verschränkten sich im so genannten Rädern nahezu nahtlos: Nachdem man den Mörder mit ausgestreckten und festgebundenen Gliedern auf einige Hölzer gelegt hatte, so dass zwischen seinem Körper und dem Boden ein Zwischenraum entstand, zerschlug der Scharfrichter mit einem Rad der Reihe nach Beine, Arme, Rückgrat und Hals des Gefesselten. Darauf wurde dieser, ob noch lebend oder bereits tot, auf das Rad gebunden und dieses auf einen hohen Pfahl gesteckt.

Das grausame »Strafschauspiel«, das die Souveränität der durch das Verbrechen verletzten Obrigkeit demonstrativ wiederherstellen sollte, war 1780 bereits sei einiger Zeit in der Kritik.⁸ Aufklärerische Stimmen verlangten eine Reform der herkömmlichen Strafpraktiken. Die bizarren Spektakel sollten durch Strafen abgelöst werden, die nicht die Vernichtung des Körpers des Delinquenten, sondern die Erziehung von dessen Seele zum Ziel hatten. Die Hinrichtung, die oftmals in Tumulte ausartete oder sich – wie in Wurmannsquick – als kontraproduktiv erwies, sollte einer wirksamen Belehrung weichen, etwa öffentlichen Sträflingsarbeiten. Nicht von ungefähr mischte sich die junge NZZ in die unterdrückte Strafreformdebatte ein

– wenn auch indirekt und vorsichtig: In der Alten Eidgenossenschaft wurde die Todesstrafe regelmässig verhängt, in der Stadt Zürich richtete man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Durchschnitt jährlich eine Person hin.

Das Zürcher Regiment der Frühen Neuzeit zeichnete sich durch zwinglianische Strenge aus. Geistliche und weltliche Herren sorgten dafür, dass des Volkes Sitten nicht durch Schauspiele verdorben wurden. Ein Theater gab es nicht, und die gelegentlichen Aufführungen fahrender Schauspieltruppen waren nicht nur der Obrigkeit ein Dorn im Auge: 1780 verlangten mehrere Bürger, der Rat solle das Verbot des Theaterspiels keinesfalls lockern.⁹ Nicht nur der rigide Protestantismus war verantwortlich für die Zürcher Theaterfeindlichkeit, sondern auch die Tradition des alteuropäischen Republikanismus. Dieser sah in den Lustbarkeiten des Schauspiels eine Aufweichung der Bürgertugenden und eine Gefährdung der politischen Gemeinschaft.¹⁰

Doch die NZZ publizierte bereits in ihrer achten Nummer eine Art Theaterrezension. Besprochen wurde ein in Wien aufgeführtes Stück beziehungsweise die schauspielerische Leistung des Hauptdarstellers: »Es ist mit der Schauspiel-Kunst, wie mit allen Künsten und allen Dingen in der Welt. Der grosse Haufen – manchen Herrn mit Sternen und Bändern, und manchen anmaßlichen Kenner mit zum grossen Haufen gerechnet. – Der grosse Haufen will geblendet seyn, und es dauert gemeinlich lange, bis simple Wahrheit bey ihm über die Blendwerke und Grimassen siegt. Der grosse Schauspieler Brokmann hat hier diese traurige Erfahrung gehabt. Sein Spiel ist nicht auffallend, wie es der grosse Haufen gerne hätte; er donnert, heult, zerschlägt sich die Rippen im Trauerspiel nicht genug; welches das Parterr sonst an einigen Schauspielern unter dem prächtigen Titel: »Das ist Natur, Empfindung« bewunderte. Einer dieser leztern war seines Blendwerks so gewiß, daß er hätte Chinesisch oder Otahitisch reden können, ohne daß ihn jemand ver-

standen hätte; wenn er nur nach seiner Art an die Lampen vorgetreten wäre, da sich derbe mit geballter Faust auf die Brust geschlagen, eine Medusenfratze dazu gemacht, einen braven Baß geheult, und im größten Unsinn die Arme zerrungen hätte, so würde er doch vom Publikum den lautesten Beyfall bekommen haben. Nun endlich hat Brockmann doch einige durch sein immer gleiches, sanftes, studirtes, vernünftiges Spiel überzeugt, daß ihre pompeuse Natur und Empfindung ein ziemlich schaales Ding ist.«¹¹

Johann Franz Hieronymus Brockmann, einer der berühmtesten Schauspieler seiner Zeit, trat seit 1778 am Wiener Burgtheater auf; zuvor war er mit Gauklern durch Europa gezogen. Der erste deutschsprachige, von den Aufklärern bewunderte Hamlet-Darsteller setzte auf der Bühne um, was Gotthold Ephraim Lessing in seiner »Hamburger Dramaturgie« (1769) gefordert hatte: Shakespeare statt die damals vorherrschende französische Klassik, echten Gefühlsausdruck statt übertriebene und standardisierte Gesten. In diesem erneuerten, antihöfischen Theater fanden die bürgerlichen Schichten Deutschlands einen Ort der Identifikation. Die Meldung spricht sich also für das avancierteste Theater der Zeit aus und kritisiert damit – wenn auch indirekt – das Zürcher Theaterverbot und dessen Urheber. Überraschend unverblümt heisst es weiter: So wie manche Leute Schriftsteller bewunderten, weil diese ihnen Sand in die Augen streuen würden, »eben so kann ein Prediger – wie wir hier auf dem geistlichen Theater die Probe haben – blos mit dem Ton und der Gestikulation der Entzückung ohne allem wahren Sinn mehr Eindruck machen, als der bündigste Prediger mit der ganzen Logik«. ¹² »Hier« meint im Kontext zwar Wien, die Spitze ist aber deutlich gegen Zürichs Geistliche gerichtet. Die Meldung nimmt schliesslich noch eine weitere Wendung: So wie gewisse Leute sich vom Schauspiel gerne »blenden« liessen, »eben so wird eine Zeitung für gewisse Leuthe eine bessere Zeitung seyn, wenn sie trotz der Wahrheit und trotz Jhren

Correspondenten viele Schlachten, Kanonaden, Erdbeben, etc. hinein bringen.»¹³ Die NZZ setzte das veraltete, »pompeuse« Theater mit unseriösen Zeitungen gleich, die vor allem über Katastrophen und Kriege berichteten, das neue Theater hingegen – wiederum indirekt – mit dem neuen Blatt, das im Gegensatz zur Konkurrenz der Wahrheit verpflichtet ist.

Einer anspruchsvollen Zeitung kann heute kaum Schlimmeres passieren, als eine Falschmeldung zu verbreiten. Was der irreführende Leser dem Boulevard grosszügig nachsieht, verzeiht er dem Qualitätsblatt nur ungerne; zu viele Informationen erreichen ihn täglich, als dass er Zeit und Lust hätte, jede Nachricht zuerst auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu prüfen. Für die Frühzeit des Journalismus gilt dieses Qualitätsverständnis in dieser Form nicht. Die Trennlinie zwischen wahren und falschen Meldungen war weniger scharf, weil die Zensurinstanzen, die verklausulierte Formulierungen gerade provozierten, deren Verifizierung nicht zuließen, die Kommunikation zwischen entfernten Orten schwierig und die moderne Norm der Faktizität weniger verbreitet war. Manch eine publizierte »Geschichte« verlangte den Lesern also ein feines Gespür für Wahrscheinlichkeitsgrade und Intensionsdimensionen ab. So auch die folgende Nachricht: »Der Kaiser von China Cam-Hi ist gestorben. Er war der Beschützer der europäischen Künstler und Gelehrten, hatte selbst gelesen, und machte einen ganz artigen Vers. Er ist unterwegs auf der Provinzenvsitation gestorben, und ist sonderbar, daß er sich darüber, daß er seine Städte schlecht befestigt, übel mit Proviant versehen, und überhaupt sein Volk unglücklich befunden, zu todt geärgert hat.«¹⁴

Eine sonderbare Meldung mit groteskem Ende. 1780 starb kein chinesischer Kaiser. Ob »Cam-Hi« die Umschrift von »Kangxi« ist? Dieser Kaiser starb allerdings bereits 1722. Oder meint »Cam-Hi« den damals regierenden Qianlong, der aber erst 1799 verschied? Er verfasste Gedichte, qualitativ nicht hoch stehende zwar, dafür aber 40'000 an der Zahl, er sammelte

Bücher, förderte die Literatur und interessierte sich lebhaft für die Jesuiten, die an seinem Hof tätig waren. Andererseits aber wurde unter seiner Herrschaft die Zensur verschärft und nahmen Korruption und Vetternwirtschaft zu, was in den Provinzen zu Aufständen führte. Was gilt nun? Es ist gut möglich, dass die Meldung aus dem fernen China in erster Linie heimische Herrschaftskritik war. Aus den Charakterzügen des chinesischen Kaisers lassen sich nämlich die Konturen des idealen Herrschers schlechthin herauslesen. Diese Konturen decken sich zum Teil mit denjenigen der aufgeklärten Absolutisten der Zeit, konterkarieren sie aber im Grunde: Der kultivierte, gute Herrscher beschirmt Künstler und Gelehrte, kümmert sich auch um entlegene Gebiete seines Reichs und fühlt sich vor allem seinem Volk derart inniglich verbunden, dass ihm dessen Wohlfahrt ans Lebendige geht. Vielleicht kündigt die Nachricht sogar – als eine vorzeitig erstellte Negativfolie – den Beginn der modernen Demokratie an: den Tod des französischen Königs, der 1793 weniger am Unglück denn am Unmut eines Teils seines Volkes zugrunde gehen sollte.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war eine Zeit des Umbruchs. Die Aufklärung stellte auch das hergebrachte Verhältnis der Geschlechter in Frage. Besonders die Bestimmung der Frau stand zur Disposition, denn während der ständische Hausvater in die neuen Funktionen des Staatsbürgers und Familienoberhaupts übergang, schien die Zukunft der Hausmutter einen historischen Moment lang ungewiss; die »Querelle des Femmes«, die Frage also, was denn die Frau eigentlich sei, beschäftigte prominente Philosophen und Schriftstellerinnen. Sie drängte sich aber auch auf Nebenschauplätzen auf, wie der folgende Bericht aus Marseille zeigt: »Eine Officiers-Frau war hier in der größten Verzweiflung, daß sie von ihrem Gemahl, der auf der Flotte des Admirals de la Motte-Piquet in der Affaire gegen den Admiral Parker geblieben war, keine Nachrichten erhielt.« Der Mann der französischen Offiziersgattin hatte im amerika-

nischen Unabhängigkeitskrieg auf der Seite der abtrünnigen Kolonien gegen das Mutterland England gekämpft; vermutlich kam er 1779 bei der karibischen Insel Martinique ums Leben. »Niemand wollte ihr ihren schmerzlichen Verlust ankündigen. Endlich läßt sich jemand melden, der ihr die Todesbothschaft bringen wollte. Sie fängt gleich an, ihn von ihrem Gram, von ihrer Ahndung, von dem Tod ihres Gemahls zu unterhalten. ›Und was thäten Sie denn, Madame, wenn er todt wäre? fragte der gute Freund: ›O, schrie sie, ich stürzte mich im Angesicht desjenigen, der mir diese Botschaft brächte, zum Fenster hinaus. Ohne ein Wort zu reden lief der andre an die Fenster, und machte sie alle weit auf. Auf einmal kam die ganze Verzweiflung der Dame ausser ihrer Fassung, und sie fieng an zu – Lachen. Man unterhielt sich hier seit einigen Tagen mit nichts, als dieser Geschichte, und wünscht der Dame Glück, daß ihre Verzweiflung so eine glückliche Wendung genommen hat, und sie kein Opfer ihrer Empfindsamkeit geworden ist. Weibersinn.«¹⁵

Die irritierende Meldung ist ein Zeugnis des Übergangs und der Verunsicherung. Die »Empfindsamkeit« der Frau weist in die Zukunft: Schon um 1800 wird ihr Schicksal in der bürgerlichen Gesellschaft besiegelt und die moderne »Ordnung der Geschlechter«¹⁶ etabliert sein. Schriftsteller und Wissenschaftler, die den negativen Einfluss der angeblich eitlen, selbstverliebten und amüsiersüchtigen Damen auf die Zivilisation eindämmen wollen, werden deren überdrehte Gefühlseligkeit auf biologische Defizite zurückführen; ein neuer, folgenreicher Diskurs wird die Minderwertigkeit und Dummheit der Frau medizinisch begründen. Im Jahr 1780 aber ist es nicht so weit; noch ist die Frau nicht Natur, noch hat sie einen »Weibersinn«. Mag die Dame auch »Glück« haben, dass sie nicht Opfer ihrer »Empfindsamkeit« wird, wie der Berichtstatter schreibt – Pech aber hatte, so liesse sich der Gedanke weiterspinnen, ihr Gatte, nicht nur im Krieg, sondern auch in der Ehe mit seiner launischen Frau.

Dass die Erde rund ist, scheint heute so einleuchtend zu sein, dass man sich kaum vorzustellen vermag, wie man diese Tatsache einst für unwahr halten konnte. Doch wie die Wissenschaftsgeschichte lehrt, müssen neue »Paradigmata« in der Welt der Wissenschaft und über sie hinaus oft schwere Widerstände überwinden, bis sie allgemein akzeptiert werden. So ist es für diejenigen, die direkt mit dem Neuen konfrontiert sind, nicht einfach, dieses angemessen einzuschätzen. »Eine neue Ketzerey« – unter dieser Überschrift berichtete die »Zürcher Zeitung« über eine erstaunliche Entdeckung: »Don Antonio Ulloa, Commandant der spanischen Flotte (...) war den 25. Jun. 1778. gerade dem Cap. St. Vincent gegenüber auf der See, und machte eine wunderbare Beobachtung bey der vollkommenen Sonnenfinsterniß, die sich damals ereignete. Die vollkommene Finsterniß dauerte nach seinem Bericht 4. Minuten, aber eine Minute und 15. Secunden, ehe sich die Sonne wieder sehen ließ, sahe man auf dem Monde einen lichten Punkt, der einem Sterne von der fünften Grösse ähnlich war, und nach und nach bis zur Grösse eines Sterns vom zweyten Rang wuchs. Don Antonio behauptet, daß dieser Punkt ein Loch im Mond sey, wodurch er die Sonne gesehen habe. (...) Man wird sehen, ob das Loch unter den Gelehrten sein Glück macht. Uebrigens kann seine bis zum Lächerlichen auffallende Neuheit ihm zum voraus nichts präjudicirn. Die Sonnenflecken, die Ründung der Erde, das copernicanische Sistem waren zu ihrer Zeit eben so lächerliche Ketzereyn.«¹⁷

Die NZZ gibt sich vorsichtig: Sie hält die Behauptung, dass der Mond ein Loch habe, für unwahrscheinlich. Allerdings gibt sie zu bedenken, dass schon oft angeblich unmögliche Entdeckungen, die von geistlichen und weltlichen Autoritäten als ketzerischer Unsinn abgetan wurden, etwa dass die Erde eine Kugel sei und sich um die Sonne drehe, sich im Nachhinein als richtig erwiesen hätten. Das Blatt nimmt also die »wunderbare Beobachtung« zuerst einmal ernst. Somit zeugt die Meldung

nicht nur für den Wissensdurst des Jahrhunderts der Aufklärung. Sie kommt darüber hinaus einem vorzeitigen, gewissermaßen antipositivistischen Plädoyer für die wissenschaftliche Vernunft gleich: Der Forscher, der sich nicht wundert, nichts Abstruses zu denken wagt und nicht jeder Sache neugierig auf den Grund geht, wird nie etwas Neues entdecken. Auch das Loch im Mond gehört zur Geschichte des wissenschaftlichen Fortschritts.

»Einer der schönsten und artigsten jungen Leuthe hier von guter Familie, Praktikant bey der geheimen Hof-Kanzley, schoß sich vor einiger Zeit eine Pistole durch den Mund, daß die Hirnschale oben am Boden hieng, und das Hirn im ganzen Zimmer herumspritzte«, berichtete die NZZ Mitte November 1780 aus Salzburg. Und warum tat das der junge Mann? »Weil er bloß durch seine Figur und Liebe Ansprüche auf ein Frauenzimmer zu haben glaubte, das mit einem etwas betagten, angesehenen Herrn vom Hofe, ohne den jungen Herrn um Rath zu fragen, Hochzeit gemacht hatte. Den ganzen Tag gieng er schwarzgekleidet. Werther war seit einiger Zeit seine Lieblingslektüre, und lag auf dem Tische.«¹⁸ Sein Romanerstling »Die Leiden des jungen Werthers« hatte den jungen Goethe 1774 schlagartig berühmt gemacht. Religiöse Kritiker empörten sich ob der vermeintlichen Verherrlichung des als schwere Sünde geltenden Freitodes, den der unglücklich in die verheiratete Charlotte verliebte Werther als einzigen Ausweg aus seiner Misere sah. Unter dem jugendlichen Leseublikum hingegen brach das »Werther-Fieber« aus: Während sich viele Begeisterte mit Porzellangeschirr, das mit Szenen aus dem Briefroman bedruckt war, mit Werthers Tracht (blauem Frack und gelber Weste) oder »Eau de Werther« begnügten, gingen einige Leser in ihrer Identifikation so weit, dass sie den Suizid in jeder Einzelheit imitierten.

So auch der junge Salzburger: »Er schriebe verschiedene Briefe, unter andern einen an den Herrn Hofkanzler, worinn er

ihn bat, ihn mitten in die Stadt vor die Wohnung seiner Lotte begraben zu lassen: eine Adresse ans liebe Publikum lag unversiegelt auf dem Schreibpult, worinn er nebst einer Invektive an seine Lotte die Herren Salzburger bath, nicht nach dem Schein zu urtheilen, und ihn für einen Narren zu halten; denn er seye mit aller Gegenwart des Geistes gestorben. Es stuhnd auch ein Schoppen Wein auf dem Tisch vor ihm, wovon er nur ein Glas getrunken hatte.« Indes: »Was ihn bey aller Nachahmung doch wesentlich von Werther unterscheidet, ist, daß seine Prätendüe nicht Lotte war; sondern gleich des andern Tags froh und munter öffentlich in der Komödie erschien. Einem andern Mädchen aber, dem der junge Herr auch Hof gemacht hatte, gieng der Schuß so nahe, daß es vier Wochen auf den Tod krank lag.«¹⁹ Mochte das Fieber um Werther auch grassieren – die »Zürcher Zeitung« liess sich nicht anstecken. Zum einen schildert sie die Folgen des Pistolenschusses mit einer pietätlosen, ja makaberen Detailtreue. Zum anderen schlägt sie sich weder auf die Seite der entrüsteten Gegner, die das Buch verbieten wollen, noch auf jene der stürmenden und drängenden Fraktion, die angesichts der heroischen Tat ins Schwärmen gerät. Vielmehr relativiert das Blatt die Imitationsthese, indem es ironisch auf die Unterschiede zwischen dem literarischen und dem realen Fall hinweist: Der Salzburger betrieb ein amouröses Doppelspiel, und die Verehrte zeigte sich nicht im Geringsten beeindruckt. Kurzum: Die »Zürcher Zeitung« hält die Ansprüche des narzisstischen Hitzkopfes für verstiegen und hat für das ganze empfindsame Theater um das neue romantische Liebesideal wenig bis gar nichts übrig.

Der kritisch-kecke Geist der jungen NZZ machte auch vor der eigenen Tür nicht Halt: »Man sagt (denn heut zu Tage weiß man gar wenig; fast alles fängt an: Man sagt; es verlautet; noch mehr piano, es will verlauten; pianissimo, Einige wollen verlauten lassen; forte, man sagt für gewiß; fortissimo, man versichert als zuverlässig – es ist aber doch immer der nämliche Wind, der

in die Orgel bläuft.)«. Dem launigen Einstieg der Nachricht, der sich über journalistische Sprachwendungen mokiert, die das Nichtwissen kaschieren, folgt eine Aufzählung mehrerer wahrscheinlicher Ereignisse, die sich in vielen Zeitungen fänden: »(...) Jtem: Man sagt, es sey ein neuer Ventilator erfunden worden, die Luft in den Schiffen aufs beste zu reinigen (...); auch soll eine viel einfachere Art erfunden worden seyn, das Seewasser süß und trinkbar zu machen. – Wir bitten um Verzeihung, dass wir den Lesern keine kernhafteren Speisen vorsetzen; aber das Sprüchwort sagt: Ein Schelm giebt's besser, als er's hat.«²⁰

Direkt und berührend ist diese Selbstironie (da es nichts zu berichten gibt, müssen wir uns die Nachrichten halt aus den Fingern saugen). Nicht nur die politische Kritik im engeren Sinne und die ernsthafte Diskussion politisch-philosophischer Themen, nicht nur gelehrte Debatten über Regierungs- und Staatsformen, über die Kritik der reinen Vernunft, die Frage, was Aufklärung sei, den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen und die Vereinbarkeit der Weltreligionen bei gegenseitiger Toleranz ermöglichten die Bildung eines rasonierenden Publikums – auch Humor, auch Spott, Schalk und Ironie trugen zur Entstehung einer Öffentlichkeit bei, in der sich die – männlichen – Bürger als Gleiche trafen und Argumente austauschten. Nicht nur, wer zusammen politisiert, sondern auch, wer gemeinsam lacht, über die Welt und über sich selbst, pflegt einen öffentlichen Diskurs, dem Autorität tendenziell nicht heilig ist.

1 Thomas Bürger, *Aufklärung in Zürich*. Die Verlagsbuchhandlung Orell, Gessner, Füssli & Comp. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1997.

2 Elizabeth Wiskemann, *A Great Swiss Newspaper. The Story of the Neue Zürcher Zeitung*, London 1959.

3 Thomas Maissen, *Die Geschichte der NZZ 1780–2005*, Zürich 2005.

4 *Geschichte des Kantons Zürich*, Bd. 2: Frühe Neuzeit, Zürich 1996.

5 Andreas Würigler, *Unruhen und politische Öffentlichkeit. Städtische und ländliche Protestbewegungen im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1995.

6 *Zürcher Zeitung*, 17. Mai 1780. Die meisten der folgenden Quellenstücke er-

schienen aus Anlass des Jubiläums »225 Jahre Neue Zürcher Zeitung« in ähnlicher Form zwischen dem 15. Januar und dem 15. Dezember 2005 in der NZZ, nachzulesen in: Urs Hafner, Aus den Anfängen der NZZ. Texte und Kommentare, Zürich 2006.

7 Zürcher Zeitung, 12. August 1780.

8 Michel Foucault, Überwachen und Strafen, Frankfurt am Main 1976.

9 Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 2: Frühe Neuzeit, Zürich 1996.

10 Urs Hafner, Republik im Konflikt. Schwäbische Reichsstädte und bürgerliche Politik in der frühen Neuzeit, Tübingen 2001.

11 Zürcher Zeitung, 5. Februar 1780.

12 Zürcher Zeitung, 5. Februar 1780.

13 Ebd.

14 Zürcher Zeitung, 24. Mai 1780.

15 Zürcher Zeitung, 19. Juli 1780.

16 Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850, Frankfurt am Main/New York 1991.

17 Zürcher Zeitung, 11. März 1780.

18 Zürcher Zeitung, 6. Dezember 1780.

19 Ebd.

20 Zürcher Zeitung, 12. August 1780.